

Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 44 (1969)

Heft: 6

Artikel: Wohnen im Wandel der Zeit

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-103860>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wohnen im Wandel der Zeit



Wie der Vogel sein Nest, so braucht der Mensch, der Homo sapiens, sozusagen von Haus aus ein Dach über dem Kopf — naturnotwendig. Sich, die Seinen und das Seine gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, das ist eine elementare Aufgabe, die ihm seit Urbeginn der Menschheit, also seit wahrscheinlich 600 000 Jahren, unablässig gestellt ist.

Solange er als Jäger und Sammler frei umherschwifte, genügten ihm als Unterschlupf zeltartige Gebilde vergänglicher Art, überdachte Wohngruben oder Dachhütten aus pflanzlichem Material. Die Höhlenwohnung diente dem Eiszeitmenschen nur vorübergehend als Schutz vor Witterung und Raubtier. Als Pflanzer und Hirte errichtete der Mensch in der Folge primitive Hütten. Feste Häuser aber schuf erst der Bauer — in dessen ehrwürdigem Namen zweierlei steckt: das Bebauen des Feldes und das Erbauen der «Stadt». Bis zu diesem Entwicklungsstand der Menschheit waren unermessliche Zeiträume vergangen: Die Weltuhr stand nun auf 10 000 vor Christi Geburt.

Erst viel später, im vierten Jahrtausend vor der Zeitwende, also vor 6000 Jahren, entstand die ummauerte Stadt. Die Bibel nennt als frühste Stadt das von Kain erbaute Henoch. Die erste historisch belegte Stadt, die Urstadt, ist — Ur. Mit ihr dämmert die geschichtliche Zeit heraus, die — was leicht vergessen wird — an Ausdehnung kaum ein Hundertstel der gesamten Menschheitsentwicklung ausmacht.

Von grosser Bedeutung war dieser Übergang von leicht zu bearbeitenden und verhältnismässig rasch vergänglichen Naturbaustoffen zu solchen, die ein höheres technisches Können voraussetzen: Steinbau, Zimmermannsarbeit und in ihrem Gefolge der Stockwerksbau. Unsere Kenntnisse solcher Bauten sind lückenhaft. Pfahlbauten waren Sonderformen, die als Wohnstätten zum Schutz gegen Überschwemmungen,

Bodenfeuchtigkeit oder wilde Tiere frei über dem Erdboden, Moor oder Wasser errichtet wurden. Jedenfalls war die Baukultur schon im 3. Jahrtausend vor Christus besonders im Indusgebiet, im Nahen Osten und in Ägypten hoch entwickelt. Babylon, das zum Inbegriff städtischen Wesens — oder vielmehr Unwesens — geworden ist, tritt erst am Ende dieses Jahrtausends aus einer grösseren Zahl solcher Städte hervor. Diese gewaltige Metropolis, deren Einwohnerzahl in ihrer Blütezeit auf 300 000 bis 400 000 geschätzt wird, hat die noch heute wirksame Legende erweckt, als sei «die Stadt» unausweichlich etwas Verworfenes, ein teuflisches Ungeheuer. Gewiss zeigt sie auch diese negative Seite. Ungleich wichtiger aber ist ihre andere, die positive, lebensfördernde Seite: Bab ilu heißt «die Pforte Gottes!» Oswald Spengler schreibt: «Der höhere Mensch ist ein städtebauendes Tier. Weltgeschichte ist die Geschichte des Stadtmenschen.»

Der Stadt gegenüber fühlen auch wir Heutigen Sorge und Hoffnung. Sie hat in unserem Jahrhundert den Anlauf zu einer ganz neuen, bisher unbekannten Form genommen: sie wandelt sich vor unseren Augen zur *Stadtlandschaft* — ein Vorgang von epochemachender Bedeutung. Wie kam es dazu? Die ersten Städte waren nichts als umgürtete Stütz-Punkte in einer unabsehbar weiten, feindlichen Umwelt. Erst der hier Geborene war Bürger. Die hochentwickelte Hausform war das Peristyl-Haus, das um einen Säulenhof gruppierte Wohnhaus des antiken Griechenlandes, das im Römischen Reich seine grösste Bedeutung erreichte und den Zusammenbruch der Römerherrschaft in den abendländischen Klosteranlagen und den Höfen südlicher Stadtpaläste überlebte. Der einfache Wohnbau setzte dagegen die heimische Überlieferung des ein- oder zweiräumigen Hauses der Vorzeit im Fachwerk- oder Blockbau in Nordeuropa fort. Der verteidigungsfähige Wohnsitz des Adels im Mittelalter war die Burg in ihren verschiedenen Erscheinungsformen.

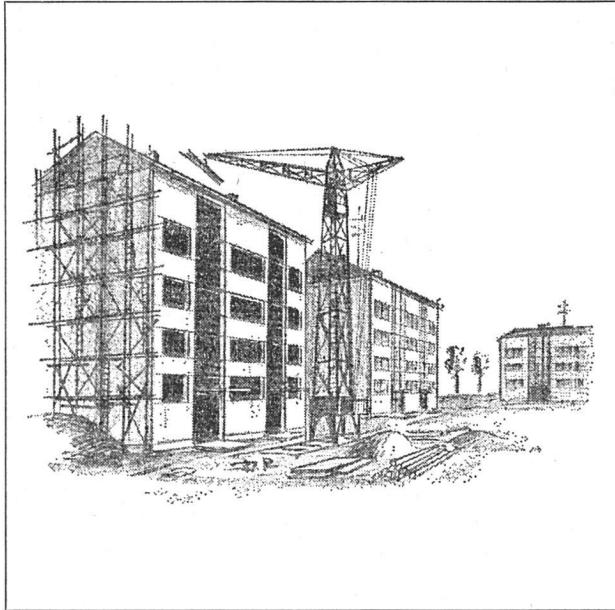
Die Geborgenheit in der Stadt galt durch Jahrtausende, und bis ins hohe Mittelalter kann man sich den Gegensatz zwischen Stadt und Land nicht schroff genug vorstellen. Feinde waren nicht nur andere Städte — auch die umgebende Natur



wurde zu Recht als gefahrdrohend und feindselig empfunden. Ihre «Gaben» mussten unter vielen Mühen und Gefahren ertrötzt oder erlistet und in Sicherheit gebracht werden. Dieser gnadenlose Kampf weckte bewundernswerte Kräfte zur Abwehr und Unterwerfung. Immer neue technische Hilfsmittel wurden erfunden. Mit der Vervölkommung der Angriffswaffen hielt die Verstärkung der Mauern und Wälle Schritt — bis die Erfindung der Feuerwaffen und ihre stän-

dige Verbesserung den Wettkampf zwischen Angriff und Verteidigung für letztere aussichtslos machte. Die Städte, in denen die Bürgerhäuser immer mehr handtuchförmig zusammengedrängt wurden — was in den erhaltenen Kernen unserer Städte noch deutlich ist — sprengten ihre lästigen Fesseln und ergossen sich ungehemmt in ihr Umland.

Ungeheuerliche, kaum gegliederte Stadtgebilde mit Millionen Einwohnern entstanden. Die Zeit der industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts brachte neben Bezirken mit erträglichen bürgerlichen Wohnhäusern jene trostlosen Massenquartiere vielgeschossiger Blocks von Mietkasernen mit Seitengebäuden und Hinterhöfen. Die Grundrisse waren primitiv, ihre Versorgung mit Licht, Luft und sanitären Einrichtungen meist menschenunwürdig.



Die umgebende Natur wurde indessen immer mehr zum Diener geähmt und fortschreitend als Freund betrachtet. Nun steht sie heute zum Dank in Gefahr, weithin verfälscht, ja sogar vernichtet zu werden.

Vor einem Jahrhundert gab es in Europa vielleicht ein Dutzend Grossstädte. Heute sind es allein im deutschen Sprachraum bald ein volles Hundert. Vor hundert Jahren hatten fünf Städte der Erde die Millionengrenze überschritten, heute breiten sich 130 Millionenstädte über die Kontinente aus, darunter solche, von denen man hierzulande kaum die Namen kennt.

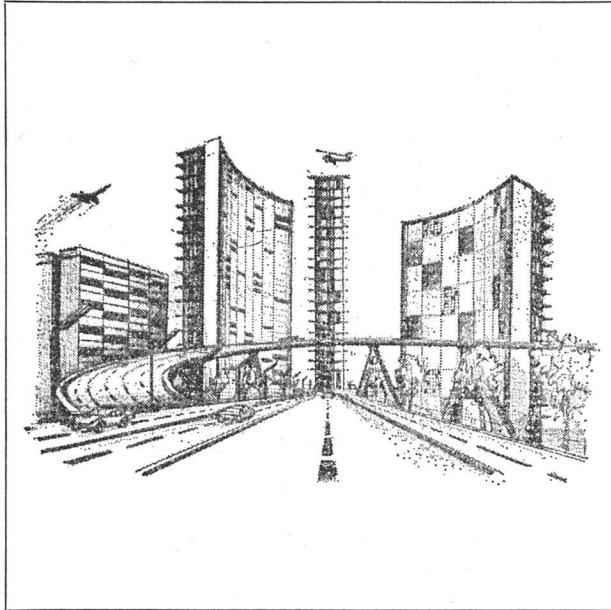
Soweit die Zahlen der amtlichen Statistik. Die Verstädterung der Erde ist aber viel weiter fortgeschritten, denn die meisten Städte haben ihre offiziellen Grenzen längst überflutet. Paris taucht in den Taschenkalendern noch immer mit 2,7 Millionen Einwohnern auf; in der wirklichen Stadt Paris leben jedoch bald 10 Millionen Menschen.

Die gewaltige Bevölkerungsexplosion vollzieht sich wohl nur zum kleinen Teil bei uns. Immerhin müssen auch wir mit einem kräftigen Anwachsen unserer Städte und Zentralgemeinden rechnen. Dabei wird sich der Gegensatz von Stadt und Land immer mehr verwischen. Der heutige Bürger will auf dem Land *städtisch* und in der Stadt *ländlich* leben. Das ist aber nur möglich, wenn sich *Stadtlandschaften* bilden. Sie tun es bereits aus eigener Dynamik — wir müssen diese Naturgesetzmäßigkeit nicht nur erkennen, sondern auch anerkennen und alles tun, um die Entwicklung in die Hand zu bekommen.

Das unverkennbare Streben der überwiegenden Mehrheit unserer Bevölkerung draussen in der Natur Städter sein und drinnen in der Stadt naturverbunden bleiben zu können, hat den grössten Einfluss auf den *Wohnungsbau* unserer Zeit,

dem die übergeordnete Aufgabe gestellt ist, drohender Vermassung entgegenzuwirken.

Die ungeahnte Motorisierung mit ihrem grossen Flächenbedarf vor allem für den ruhenden Verkehr, dazu die veränderten Wohnweisen — vom Bungalow bis zum Hochhaus — sind dabei, unsere Siedlungsbilder von Grund auf zu verändern. Damit tritt die Erkenntnis, dass nämlich der heutige Bürger auf dem Lande städtisch leben will, sichtlich in den Vordergrund. Siedlungsstrassen gliedern sich nach Funktion in Fahrbahnen und Wohnwege, an denen sich ruhig wohnen lässt. Grünanlagen verbinden die Wohnung mit der Natur und nehmen Erholungs- und Spielplätze in sich auf. Die Siedlung besteht nicht mehr allein aus gleichartigen, am Schnürchen gereihte Häuschen, sondern gliedert sich auch



der Höhe nach entsprechend den Wohnwünschen der Bevölkerung.

Der Ruf nach der «familiengerechten Wohnung» ist eigentlich unvollständig. Es gibt nur gerechte Wohnungen für die verschiedenen Stadien der Familie mit Vor- und Nachstufen. Für den Einzelgänger, für die Eheanfänger, für die vollentfaltete Familie, für die zurückbleibenden Eltern und für die alleinstehenden Alten ist, wenn irgend möglich, in ein und derselben Siedlung zu sorgen. Dazu kommt, dass nicht jeder ein freistehendes Einfamilienhaus will oder sich leisten kann; einer wünscht sich sehnlichst einen Garten, der andere zieht Komfort und Aussicht eines Hochhauses vor. Dies alles spiegelt sich in unseren neuzeitlichen, aufgelockerten Siedlungen wider, deren Häuser immer mehr das überkommene dörfliche Kleid abzustreifen bestrebt sind. All diese Wandlungen verlangen baukünstlerischen Takt und Einfühlungsvermögen in die jeweilige Umgebung; aber gerade in der Vielgestaltigkeit liegt der Reiz neuer Siedlungen gegenüber der Reissbrettmonotonie früherer Tage.